Prof. Dr. Dr.h.c. Wolfgang Huber, Bischof a.D.

Ansprache in der Gedenkfeier für Egon Bahr

am 17. September 2015 in der Marienkirche zu Berlin

„Wenn ich wüsste, dass morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen.“ Dieses Wort, liebe Frau Bahr, sehr geehrte Angehörige von Egon Bahr, verehrte Freunde und Weggefährten des Verstorbenen, Sie alle, die Sie sich im Gedenken an Egon Bahr hier in Berlins Bürgerkirche versammelt haben, das zitierte Wort wird dem Reformator Martin Luther zugeschrieben. Doch nachgewiesen ist es erst in weit späterer Zeit, genau in der Zeit nämlich, von der Egon Bahr sagt, dass er in ihr dem Tod zum ersten Mal ins Gesicht gesehen habe.

Egon Bahr beschreibt diese erste Begegnung mit dem Tod am Silvesternachmittag 1943 knapp und prägnant. Als Geschützführer lief er über einen riesigen freien Flugplatz, um die Post zu holen, als plötzlich ein Flieger direkt auf ihn zukam und auf ihn schoss. Egon Bahr warf sich hin, der Schütze verfehlte das Ziel. Dreimal trachtete er ihm nach dem Leben, dreimal blieb der 21jährige verschont. Der Flieger drehte ab. Als der junge Soldat so knapp dem Tod entronnen war, dachte er an Sokrates, von dem er in der Schule gelernt hatte, dass er sich weigerte, sich einem ungerechten Gerichtsverfahren durch die Flucht zu entziehen. Keiner wisse, so sagte der Philosoph, was nach dem Tod kommt; warum soll man sich vor ihm ängstigen? Doch Bahr war entkommen; und er entkam dem Krieg bis zum Schluss. Sein Stoßgebet hieß: „Gott sei Dank, du

hast es überlebt. Gott sei Dank, mit heilen Knochen. Gott sei Dank, dein Vater lebt noch. Du wirst das dir Mögliche tun, damit eine solche Scheiße nie wieder passiert.“ Er selbst hat diesen Wortlaut später protokolliert. Und wichtiger noch: Er hat danach gelebt. Er hat sein Mögliches getan, dem Satz folgend, dass der Friede nicht alles, aber ohne den Frieden alles nichts ist.

Auf diesem Weg wurde ihm das Wort vom Apfelbaum zum Symbol. Er hielt sich an eine Hoffnung, die über den Tag hinaus reicht und nicht vor dem angeblich Unvermeidlichen kapituliert. So wenig wie Martin Luther glaubte er an den Weltuntergang. Er hielt sich an die Vision der Versöhnung und an die Hoffnung, „dass Geschichte im Guten, im Besseren weitergeht“. Darin sehe ich den Apfelbaum, den Egon Bahr für uns gepflanzt hat; dankbar bekennen wir, dass er Früchte trägt, allen Schwierigkeiten zum Trotz. Gott sei Dank.

Bis zuletzt orientierte Egon Bahr sich an der Aufgabe der Versöhnung. Ihn trieb die Hoffnung an, dass Geschichte im Guten, im Besseren weitergeht. Persönliche Anfeindungen ertrug er – und versuchte, auch seinen durch Missgunst und Verleumdung tief verletzbaren Freund Willy Brandt zu solchem Ertragen zu ermutigen. Denn er wusste, dass es nicht um ihn, sondern um die Menschen ging, um deren Leben, deren Freiheit, deren Möglichkeit, miteinander in Kontakt zu bleiben. Die Passierscheine symbolisierten, was er anstrebte: dass Menschen in Verbindung kommen und diese Verbindung trägt. Auch im Umgang mit hilfesuchenden Flüchtlingen unserer Tage kann der Menschenfreund Egon Bahr für uns Vorbild und Ansporn sein.

Niemand hat den Bau der Berliner Mauer nüchterner und illusionsloser beurteilt als Willy Brandt und Egon Bahr. Unvergesslich ist mir, wie ich, noch nicht wahlberechtigt, Willy Brandt am 12. August 1961, am Tag vor dem Mauerbau, in einer Wahlkampfrede hörte. Und ich weiß noch, was es bedeutete, dass er in der folgenden Nacht seine Wahlkampfreise abbrach und nach Berlin eilte, genauso wie Egon Bahr. Dort mussten sie sein, wo Weltgeschichte auf dem Rücken der Menschen geschrieben wurde. Zu diesem illusionslosen Blick auf die Wirklichkeit gehörte die Einsicht, dass man den Status quo akzeptieren muss, wenn man ihn ändern will. Niemand hat diese Konsequenz schneller gezogen als Egon Bahr. Zwischen dem Bau der Mauer und seiner Tutzinger Rede über „Wandel durch Annäherung“ lagen keine zwei Jahre. Mich hat die Reaktion auf den Mauerbau ebenso aufgerüttelt wie die Bereitschaft, in dieser Situation einen Weg zur Versöhnung zu suchen. Zwei weitere Jahre später, genau vor fünfzig Jahren, veröffentlichte die Evangelische Kirche in Deutschland ihre Ostdenkschrift, die einen solchen Weg zu bahnen suchte. Wir werden heute Nachmittag deren Jubiläum hier in Berlin begehen.

Egon Bahr war spröde darin, seine Motive auszubreiten. Aber Hinweise finden sich, insbesondere dann, wenn man über die Zeit der Ostpolitik hinausschaut. Abrüstung war eines seiner Lebensthemen und mehr noch: gemeinsame Sicherheit. Mit diesen Fragen beschäftigte Egon Bahr sich nicht nur im Deutschen Bundestag, sondern auch in dem Hamburger Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik, das er seit 1984 leitete. Unvergesslich ist mir die Bescheidenheit, mit der er sich in den Kreisen der Friedensforschung bewegte, mit klugem Rat, aber ohne

Besserwisserei. Er begegnete jedem, auch dem Jüngeren und Unerfahrenen, „auf Augenhöhe“.

Wenn ich nach Motiven suche, die den Wandel durch Annäherung, das Drängen auf Abrüstung, das Konzept der Gemeinsamen Sicherheit bestimmten, stoße ich auf ein biblisches Thema. Es findet sich in einer zentralen Aussage Jesu, die so heißt: „Liebt eure Feinde; tut wohl denen, die euch hassen; segnet, die euch verfluchen; bittet für die, die euch beleidigen. Und wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, so tut ihnen auch“ (Lukas 6,27.31). Als Vorschlag für politisches Handeln klingt das kühn. Doch es gibt Beispiele dafür: Die Grauen des Zweiten Weltkriegs mündeten in einen Neuaufbau Europas, bei dem Versöhnung an die Stelle von Vergeltung trat. Und das Erschrecken über die Ost-West-Konfrontation, die mit der Berliner Mauer scheinbar in unumstößlichen Beton gegossen wurde, führte in eine Politik der intelligenten Feindesliebe. Sie setzte nicht nur damit an, dass sie den Status quo akzeptierte, um ihn gerade so zu ändern. Sondern sie nahm auch den Gegner, wie er war, um so von der Konfrontation zur Kooperation zu gelangen.

Wer erkennt, dass der Friede nur mit dem Feind gelingen kann und nicht gegen ihn, kann nicht nur an sich selbst denken, sondern muss sich auch um den anderen sorgen: den Fremden, den Feind. Er sucht nach Möglichkeiten, wie der andere sich bewegen kann, ohne dabei das Gesicht zu verlieren. Blockaden zahlt er nicht mit gleicher Münze zurück, sondern sucht einen neuen Weg. Er behandelt den andern so, wie er auch von ihm behandelt werden möchte. Die Goldene Regel, in welche die Aufforderung zur intelligenten Feindesliebe mündet, erweist sich als gute Leitlinie für

mitmenschliches Verhalten, auch in der Politik: „Wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, so tut ihnen auch."

Wer dauerhaften Frieden will, zieht die Sicherheitsinteressen des anderen genauso ins Kalkül, wie er beherzt und selbstbewusst die eigenen Sicherheitsinteressen vertritt. Deshalb formulierte Egon Bahr 1980 das Konzept der Gemeinsamen Sicherheit. Als er es dem Philosophen, Physiker und Friedensforscher Carl Friedrich von Weizsäcker schickte, bekam er die lakonische Antwort, das Konzept habe nur einen Fehler: dass es nicht von ihm, Carl Friedrich von Weizsäcker, selber stamme. „Intelligente Feindesliebe" war übrigens ein Ausdruck, den Carl Friedrich von Weizsäcker für die Denkweise verwandte, die ihn mit Egon Bahr verband.

Aus dieser Denkweise heraus begnügte sich Egon Bahr zeitlebens nicht damit, das Erbe zu verwalten, das mit dem Namen der Ostpolitik verbunden war; erst recht hätte er sich niemals als „Vater" dieser Ostpolitik betrachtet, zu deren Architektur und Verwirklichung er Entscheidendes beigetragen hat. Er wollte nicht die Asche hüten, sondern das Feuer weitertragen. Ihn beschäftigte stets die Frage, wie unter den Bedingungen der Gegenwart und angesichts künftiger Herausforderungen Konfrontation in Kooperation verwandelt werden kann. Ihm war klar, dass diese Aufgabe in unserer heutigen, multipolaren Welt zugleich dringlicher und schwieriger wird. Deshalb wünschte er sich, er könne „länger leben und das noch verfolgen. Das ist nämlich – fügte er hinzu – sehr spannend."

Bis zuletzt war er solchen Fragen zugewandt; noch im Alter von 93 Jahren nahm er intensiv am Geschehen der Gegenwart Anteil. Nicht als Zeuge einer Vergangenheit, sondern als Zeuge

unserer Zeit ging er aus diesem Leben – aufrecht, wie er gelebt hatte: „Liebt eure Feinde; und wie ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, so tut ihnen auch.“

Musik war für Egon Bahr ein Lebenselixier. Sie war ihm auch eine Brücke zum Glauben. In der Torgauer Schlosskirche trug er als Jugendlicher mit seiner strahlenden Stimme zur musikalischen Gestaltung vieler Gottesdienste bei. Hätten die Nazis ihm das nicht untersagt, hätte er die Musik sogar zum Beruf gemacht. Aus dem, was sie verhinderten, erwuchs gegen ihr Wollen Segen für unser Land und für Europa. Aber die Musik verließ ihn nie, wie jeder spürte, der Egon Bahr und seiner Frau Adelheid als unermüdlichen Besuchern von Konzerten und Opernaufführungen begegnete. Doch ein Konzert ragt heraus, unmittelbar nach der Unterzeichnung des deutsch-russischen Vertrags am 12. August 1970. Die Fügung des Kalenders brachte es mit sich, so wird berichtet, dass in Moskau Johann Sebastian Bachs h-moll-Messe unter Herbert von Karajans Leitung erklang.

Egon Bahr hörte diese Aufführung und war zu Tränen gerührt. Worum er sich bemühte, war aufgenommen in die Klänge der Bachschen Musik: Dona nobis pacem, gib uns Frieden. Und Egon Bahr wird damals gewiss wahrgenommen haben, dass Bach in der zweiten Wiederaufnahme diese Worte umkehrt: Pacem dona nobis, Frieden gib uns. Gerade in dieser Umkehrung ist es das Lebensthema von Egon Bahr, das wir heute als sein Vermächtnis weitertragen: Pacem dona nobis. Frieden gib uns. Amen.